

Aus dem Steinkratten des Schriftleiters

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **9 (1953)**

Heft 1

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

falls auf Postscheckkonto VIII 390 5 Fr., werden aber dringend er-
sucht, einen freiwilligen Zuschlag zu entrichten.

Freiwillige Beiträge, die nicht ausdrücklich für einen der Zweig-
vereine bestimmt sind, fallen in die Kasse des Gesamtvereins.

Für die Zusendung von Anschriften, an die wir Werbestoff schicken
können, sind wir stets dankbar, ebenso für persönliche Werbung.

Der Ausschuß

Aus dem Steinkratten des Schriftleiters

Alle Jahre wieder greift der Schriftleiter — nicht gerade „ins volle
Menschenleben“, aber in die übervollen Fächer seines Schreibtischauf-
satzes, wo er im Laufe der Zeit schon viele hundert Steine sprachlichen
Anstoßes gesammelt hat. Die meisten Stücke dieser Steinsammlung
stammen aus der Tagespresse, und es ist nicht schwer zu erraten, wel-
ches seine Hauptquelle ist. Bezeichnend für den Stand unserer mutter-
sprachlichen Bildung sind ja nicht Beispiele aus Zeitungen dritten und
vierten Ranges, wie sie gewisse Blätter zur Erheiterung ihrer Leser
etwa bringen; sprachliche „Unglücksfälle und Verbrechen“ wird es da
immer geben. Wenn aber in einem unserer besten Blätter ein Satz
erscheinen kann wie der da: „Die Sowjetunion hat sich geweigert, ein
System einer internationalen Kontrolle gutzuheißen, und ist es schwer
einzusehen . . .“ oder „der Schein trügte“, wenn die Rede ist von
dem „sich gesammelten Liberalismus“, von einer „beglückenswerten
Lage“, einem Buch „über Gottfried Kellers Glaube“, dann ist das
bedenklicher als der größte Fehler in einem Winkelblättchen. Die Ge-
rechtigkeit erfordert aber, einmal aus andern Quellen zu schöpfen, die
Beispiele einmal einem andern unserer Hauptblätter zu entnehmen. Da-
von hat vor einigen Jahren ein Freund des Schriftleiters und der
deutschen Sprache eine stattliche Sammlung eingeschickt, die wir nun
säuberlich ordnen wollen.

Daß auch da der Anzeigenteil weniger sorgfältig gehalten ist, be-
greift man, wenn man weiß, wie hartnäckig die Auftraggeber manch-
mal auf ihrer Form beharren, und: „Wer zahlt, befehlt!“ Aber fast
tragisch wirkt es, wenn es einer noch gut meint und den so schwie-
rigen, sonst eher gemiedenen Wesfall wagt und einen Fabrikanten sucht
„für die Herstellung von jährlich einigen tausend elektrischer Appa-

rate“. Denn das klein geschriebene Zahlwort „tausend“ wird wie ein gewöhnliches seinesgleichen behandelt: einige tausend Apparate. Wenn aber das Hauptwort, zu dem es gehört, von einem „von“ abhängig ist, kommt es samt dem Zahlwort in den Wenfall: von einigen tausend elektrischen Apparaten. Der Schreiber empfand offenbar die Zahl als Hauptwort, was begreiflich ist, da es doch „einige“ waren; aber dann hätte er schreiben sollen: „von einigen Tausenden elektrischer Apparate“; denn erst dann ist der Wesfall (abhängig von „Tausenden“) berechtigt. Der Irrtum ist verzeihlich; die Sache grenzt an Spitzfindigkeit, und doch hätte ihm (oder dem Drucker!) das Sprachgefühl sagen sollen, daß da etwas nicht recht stimme.

Viel schlimmer ist ein anderer Fall. Da schreibt ein in der ganzen Schweiz sonst vorteilhaft bekanntes Geschäft aus: „Gesucht jungen flinken Burschen.“ Das ist nun einfach falsch; denn diese verkürzte Satz- aussage („gesucht“) kann nur so gemeint sein: „Gesucht wird“, und gesucht werden kann nur ein junger flinker Bursche. Das Geschäft hätte auch schreiben können: „Wir suchen jungen flinken Burschen.“ Wenn es aber die Leideform wählte, mußte der Gesuchte im Werfall stehen. Übrigens würde sich zwischen den zwei Eigenschaftswörtern ein Komma gut ausnehmen; man kann sich ja ein „und“ dazwischen denken; der Bursche soll ja jung und flink sein, kein Alter, auch wenn er flink wäre, aber auch kein junger Faulpelz.

Auch dieser Fehler entbehrt nicht einer gewissen Tragik. Der falsche Wenfall statt des Werfalls war ja gut gemeint; viel häufiger ist der umgekehrte Fehler: Werfall statt Wenfall. Da lesen wir in einer Todes- anzeige: „In tiefem Leid machen wir die schmerzliche Mitteilung, daß es Gott dem Allmächtigen gefallen hat, mein innigst geliebter Gatte, unser lieber Vater, Bruder, Schwiegersohn und Schwager . . . zu sich zu rufen.“ Und dabei war der Verstorbene Bankprokurist! Die spitzfindige Unterscheidung zwischen der Gattin („mein“) und den übrigen Verwandten, die alle unter dem „unser“ zusammengefaßt sind, ist streng beobachtet (es gibt Druckereien, die den Auftrag in diesem Sinne von sich aus „korrigieren“!), aber die wichtige Regel, derzufolge „rufen“ den Wenfall verlangt, ist hartnäckig (in fünf Wörtern) verletzt. Und kein Setzer oder Korrektor hat das verbessert! Natürlich ist die Grammatik im Vergleich zum Todesfall unwichtig; eine Verbesserung

hätte aber der Witwe und der Tochter manch mitleidiges Lächeln erspart.

Sprachlich geradezu roh mutet eine Filmanzeige an: „Einsames Herz' mit Cary Grant der begabte, vielseitige Schauspieler.“ Offenbar buchstäblich aus dem Englischen übersetzt, wo man halt wegen des Mangels an Deklinationsendungen die Regeln vom Beisatz, der Apposition, nicht zu kennen braucht. Aber bei uns weiß doch schon ein ordentlicher Primarschüler, daß es heißen muß: „mit C. Grant, dem begabten Schauspieler.“ Auch so was sollte ein Setzer berichtigen dürfen oder — einfach berichtigen. Der Film wird unter anderem als „wild, brutal“ angekündigt — die Ankündigung ist es auch sprachlich.

Und wofür sucht jener „Staatsangestellte“ 6000 bis 8000 Fr.? Nicht etwa „zwecks Wohnungsbaus“ (was richtig, aber bürokratisch und unschön wäre) oder „zu Bauzwecken“, sondern „zwecks Bauzwecken“. Das ist unzweckmäßiges Deutsch.

Aber noch schmerzlicher berühren grammatische Fehler im Text ernsthafter Zeitungen, und da ist es immer wieder der nachgesetzte Bei- oder Zusatz, die Apposition, die mißhandelt wird, das heißt die Beifügung, das Attribut, das in demselben Falle stehen muß wie das Hauptwort, zu dem es gehört. So haben wir doch gelernt: Karl der Große, Karls des Großen, Karl dem Großen, Karl den Großen. Aber auch in ernsthaften, manchmal sogar hochwissenschaftlichen Beiträgen werden die Fälle unbekümmert gemischt, sehr häufig zugunsten des Wemfalls, wie schon Professor Debrunner in seinem „Hilferuf der Apposition“ („Sprachspiegel“ 1947, Nr. 7/8) festgestellt hat. Es herrscht eine förmliche „Dativomanie“. Und doch sollte die Sache nicht so schwierig sein; sogar unser mundartliches Sprachgefühl sollte uns davor schützen; denn das Gesetz gilt auch im Schweizerdeutschen. Wir würden doch niemals sagen: „... mit dem Bassermann, de berüehmt Schauspieler“, sondern: „... dem berüehmt Schauspieler“, und auch nicht: „ich go uf de Zwölfzug, dem Schnellzug“, sondern „de Schnellzug“. Auch nicht: „Ich gib nünt für de Maa, dem Lump“, sondern (für) „de Lump“. Aber da ist die Rede von einem Bildbericht „über Aden, der Arabia felix des Altertums“ (so gebildet ist der Schreiber, daß er das weiß, aber Deutsch kann er nicht!); es muß doch heißen: „über Aden, die Arabia felix“. Da spricht einer von der Kontrolle „über Südpersien,

dem Standort der Erdölfelder“, statt (über) den Standort. Da soll auch eine Methode zur Anwendung gekommen sein „durch Dr. M., dem Sohn des Stadtschreibers“. Nicht nur für den Wen-, auch für den Wesfall muß der Wemfall erhalten: „Sie beraubte Jugoslawien Triests, dem natürlichen Hauptausfuhrhafen.“ Da wird uns auch jemand vorgestellt als „Stellvertreter des damaligen Generalsekretärs des Volkswirtschaftsdepartements, dem nachmaligen Bundesrat W.“. „Nein!“ möchte man dem Schreiber zurufen, „nicht dem, des Hafens, des Bundesrats!“ Von „Verwilderung“ der Sprache sollte man erst sprechen, wenn einmal zuverlässig nachgewiesen worden wäre (eine Aufgabe für eine Doktordissertation), daß dergleichen früher seltener vorgekommen sei; aber „wild“ ist dieses Deutsch auf alle Fälle.

Ob sich der Tag der Abstimmung über die Tabakvorlage „für die Bundesverfassung als oberstem Gesetz“ einmal als schwarzer Tag erweisen werde, wird die Zukunft lehren; daß aber dieser Satz für die Sprachlehre „als oberstes Gesetz“ rot angestrichen werden muß, ist jetzt schon sicher.

Aber auch sonst hapert es manchmal mit der Hauptwortbiegung. Wer dem fremdklingenden Namen Jasmin sein Wesfall-s nicht gönnt, sollte doch von der Farbe „des Mohns“ und nicht „des Mohn“ sprechen. Dieselbe Verfasserin schwärmt auch von der versunkenen Welt der Dome, der Kreuzgänge, der unverletzten Landschaften und (da erlischt plötzlich das Bedürfnis nach dem Wesfall:) alten „Städten“ (statt „Städte“).

Und eine böse Sache ist es mit der Ergänzung im Wenfall, besonders wenn sie am Anfang des Satzes steht. In dem Beispiel: „Einer der unsichersten Faktoren bildet die Einfuhr“ kann es ja ein Druckfehler sein, obschon dieser Fehler merkwürdig häufig vorkommt. Ganz bedenklich aber ist es, wenn ein unter der deutschschweizerischen Lehrerschaft verbreitetes Fachblatt in einem Aufsatz über „die Beziehungen der Tiefenpsychologie zur Pädagogik“ schreibt: „Ein weiterer Gewinn zieht der Lehrer aus der Tiefenpsychologie, wenn er sie auf sich selbst anwendet.“ Wenn der Lehrer die Gesetze der Sprachlehre auf sein eigenes Deutsch anwendet, zieht er einen weiteren Gewinn daraus. Hier ist ein Druckfehler ausgeschlossen, weil ja zwei Wörter falsch sind. Und weder Verfasser noch Schriftleiter noch Setzer noch Korrektor haben es gemerkt.

Nicht falsch, aber schwerfällig ist die Tatwortbiegung, die Konjugation, in der Mitteilung, daß durch eine gewisse Maßnahme der Kieler Kanal zu einer freien Schifffahrtsstraße für alle Völker „gemacht werden würde“. „Gemacht würde“ würde genügen, sogar „würde“ ganz allein.

Da liegt noch ein altes Blatt (von 1942! Hoffen wir, so was käme heute nicht mehr vor!), in dem die Leitung des Schweizerischen Bauernverbandes erklärt, die „N33“ sei in einer bestimmten Angelegenheit vor verletzenden Anschuldigungen . . . eines Mannes, der sich um die Milchversorgung der Stadt Zürich „den höchsten Verdienst“ erworben habe, nicht zurückgeschreckt. Da hat man dem verdienten Manne einen schlechten Dienst erwiesen und gerade das Gegenteil von dem gesagt, was man sagen wollte; denn der Verdienst ist nicht das Verdienst. Der Verdienst ist das, was man durch Dienen, dann überhaupt durch Arbeit erlangt, verdient, sei es Brot, Geld oder sonst ein Erwerb, ein Gewinn. Das Verdienst ist der Anspruch auf Dank und Anerkennung, die man durch eine Leistung verdient hat. Manchmal kann man geradezu sagen: „Je geringer der Verdienst, desto größer das Verdienst — und umgekehrt!“ Diese Unterscheidung ist noch nicht sehr alt; Goethe kannte sie noch nicht; aber heute kann ihre Unkenntnis geradezu tragikomisch wirken.

Ist das nicht ein schöner Satz?: „Differenzen zwischen schweizerischen Stellen und den britischen Begleitpersonen mit einem Rapport an die britischen Behörden seitens des englischen Personals ergaben sich auch bei der Behandlung der 200 englischen Kinder in Adelsboden.“ In einem Zeitungsbetrieb hat man natürlich nicht immer Zeit, fremdsprachige Agenturmeldungen in verständliches Deutsch zu übertragen. Schön ist es aber auch, wenn zugunsten der Hilfssprache gesagt wird: „Erforschen von zahlreichen Kriegsvermißten, was allgemein nur und gerade hauptsächlich durch das Esperanto möglich war.“

Auch zwischen „mehr“ und „weniger“ sollte man besser unterscheiden können, als es in folgendem Satze geschieht: „Es ist nicht leicht, die echte Wildkaze von gewissen Typen verwilderter Hauskazen zu unterscheiden, um so mehr . . .“ — nein! um so weniger ist es leicht! Ein merkwürdig häufiger Fehler!

Und dann natürlich die Fremdwörterei! Zwar kann man nicht leugnen, daß sie manchmal wirklich bequem sind, die Fremdwörter. Zum

Beispiel kann man in dem Satze: „Das Hauptproblem liegt in der Frage, . . .“ die Wörter auch umstellen und sagen: „Die Hauptfrage liegt in dem Problem.“ Noch bequemer wäre freilich: „Die Hauptfrage ist, . . .“ Aber wozu sind die Fremdwörter da, wenn man sie nicht benutzt? Aber da ist zwischen die Zeitungsausschnitte das Ausschreiben eines literarischen Wettbewerbes geraten, wohlverstanden: eines literarischen! Es handelt sich aber um deutsche Literatur; darum darf man dabei schon ein wenig das Lateinische mißhandeln und die Schiedsrichter „Juroren“ nennen. Selbst der älteste Römer würde nicht ahnen, daß damit die Mitglieder der „Jury“ gemeint seien. Aber da sie ein Wort „furor“ kannten, warum nicht auch „juror“? Bei der Wahl des Genossenschaftsrates des „Allgemeinen Consumvereins beider Basel“ (ACB) gab es auch eine Partei namens „New ACB“. Wahrscheinlich wird Neu-Allschwil auch bald „New Allschwil“ heißen. Welche Aufgabe hat eine Fachschule für das Gastgewerbe? Sie soll die Lehrlinge nicht bloß in die Grundsätze der Kochkunst einführen, sondern sie über die Grundsätze der „Kochmaterie“ aufklären. Warum sollte die Kochmaterie, sei es nun Wasser, Nudeln oder Schüblinge, nicht auch ihre Grundsätze haben dürfen?

Doch es ist Zeit für das Signal „Ende Feuer!“ oder — um mit dem Einsender in einem sonst gut deutsch geschriebenen Landblatte zu reden —: « Cessez le feu! »

Das Französische als „übernationale europäische Sprache“?

Wenn es nach dem Ersten Weltkriege den Anschein machte, als ob sich tatsächlich eine der sogenannten Kunstsprachen („Esperanto“, „Ido“, „Occidental“) zur eigentlichen Verkehrssprache der Welt aufschwingen könnte, so war nach dem Zweiten Weltkriege eher ein Erlahmen dieses hochgefinnten Versuchs einer späten Überwindung Babylons festzustellen. Seit einiger Zeit macht aber ein anderer Plan von sich reden, wenigstens in der französischen, angelsächsischen, belgischen, luxemburgischen und italienischen Presse. Vereint mit angelsächsischen Kreisen sind es vor allem die Franzosen, die folgender, für viele auf den ersten Blick bestechender Idee zum Durchbruch verhelfen möchten: In allen Ländern der freien Welt soll schon in den Volksschulen neben der Heimatsprache eine zweite Sprache gelernt werden, und zwar wahlweise entweder die